

Adjective aufgewendet, als es Elemente enthält. Durch das Leben mußte ich erst zum Gefühl der Worte kommen. Ist es nur mir so gegangen? Ich sehe auch die anderen zur einfachen Rede gelangen. Wir sind inne geworden, was die Worte bedeuten: sie haben uns ihre Geheimnisse aufgethan. Nun sagen wir: Frühling, und das ist uns mehr, als wir durch alle Adjective sagen könnten: denn wir haben gelernt, alles zu empfinden, was das eine Wort „Frühling“ an Schätzen und an Herrlichkeiten bei sich hat. Aber wir wollen nicht vergessen, daß wir es nicht gelernt hätten, ohne jene sonderbare Wuth der Adjective, die wir damals hatten.

Unser Unglück war, daß wir unter Worten ohne Wert aufgewachsen waren. Wir hatten lauter Worte um uns, die wir noch nicht erlebt hatten. Als wir sie nun erlebten, kamen sie uns abgenützt vor und wir suchten andere, die noch neu wären. Was wir zum ersten Mal erlebten, dazu wollten wir nun auch Worte, die wir noch niemals gesagt hätten. Wir hatten immer geredet, ohne etwas zu fühlen; nun fühlten wir zum ersten Mal, da konnten wir doch nicht dieselben Worte nehmen, bei denen wir nichts gefühlt hatten. Wir hatten die Sprache vor dem Leben; nun kam das Leben und wir mußten uns zum Leben eine andere Sprache erfinden. Bei ihr konnten wir die alte vergessen und nachdem wir sie vergessen hatten, waren wir erst fähig geworden, sie wieder zu entdecken. Wir hatten in der Schule gelernt, tausend Dinge „schön“ zu nennen, bevor wir noch empfunden hatten, daß etwas „schön“ ist. Nun geschah es, daß wir das zum ersten Mal empfanden. Aber nun wollten wir es doch auch sagen. Mit welchem Wort? Mit jenem alten abgegriffenen „Schön“, das wir tausend Mal gesagt, um gleichgiltige Dinge zu nennen? Nein, das war nicht möglich. Also, weil wir kein Wort hatten, das uns theuer genug gewesen wäre, halfen wir uns anders: wir lösten die große Stimmung des „Schönen“ in alle ihre kleinen Momente auf und benannten jedes mit einem Adjective und hofften, die Summe dieser vielen Adjective müßte schon den Namen für unsere ganze große Empfindung geben. Aber später gewahrten wir, daß wir uns getäuscht hatten: das Schöne an dem „Schönen“ gieng verloren, wenn wir es erst, mit so vielen Adjectiven, in seine sämmtlichen Elemente zerlegten. Wir hatten dann immer nur Theile und hätten doch so gern das Ganze gehabt. Da blieb uns nichts anderes übrig, als daß wir umkehrten und zu jenem alten Wort zurückgingen, das wir verschmäht hatten, zu jenem geringen „schön“, das uns nicht gut genug gewesen war. Und als wir es jetzt wiedersehen, erstaunen wir: denn seit wir wußten, wie reich es ist, so daß ihm alle Adjective nicht nachkommen, da war es uns plötzlich groß und mächtig geworden. Man denke sich einen Menschen, der oft von Liebe gesprochen hat, ohne sie zu kennen; nun, liebe er wirklich, da wird ihm zuerst das verbrauchte Wort zu gemein sein, er wird tausend neue Bethuerungen erfinden, keine wird ihm genügen, bis er endlich das alte „Ich liebe dich“ verehren lernt: denn die Worte werden immer wieder jung, wenn es nur die Lippen sind.

Nein, wir haben es nicht zu bereuen, daß wir anders geworden sind. Aber wir sollen uns auch nicht schämen, wie wir damals waren. Es ist doch gut gewesen, denn es ist nothwendig gewesen. Wir mußten erst versuchen, uns selbst eine neue Sprache zu erfinden; dann konnten wir den ewigen Sinn jener alten erst entdecken. Heute lächeln wir freilich, daß wir uns damals so abgezappelt haben. Aber hätten wir es nicht, so könnten wir heute nicht lächeln. Darum wollen wir nicht stolz werden, sondern unsere Vergangenheiten in Ehren halten.

Sermann Vahr.

## Die Woche.

### Politische Notizen.

Die Ungeberdigkeit der Parteien, die Unzufriedenheit der Nationen, die eigene Regierungsunfähigkeit der Regierung — was kann das alles den Grafen Badeni anfechten, solange er nur der Günstling des derzeitigen Beherrschers von Oesterreich sicher ist: des Polenclubs!

Das waren freilich trübe Zeiten für den polnischen Großvezier, als die Schlachzigen ihm untreu zu werden begannen. Das Regime Badeni hatte zwar im Anfang bei den Deutschen und Tschechen die größten Hoffnungen erweckt, den maßgebenden Schlachzigen aber nur die schmerzlichsten Enttäuschungen gebracht. Da war einmal der ehrwürdige Herr v. Saworski, der sich ebensolange, als er nicht mehr Landtsmanminister ist, wünscht, es wieder zu werden. Da war Dntel v. Madyski, der sich ebensolange, als er nicht mehr Unterrichtsminister ist, wünscht, es wieder zu werden. Da war der Herr David v. Abrahamaowicz, der zur Erhöhung seiner mangelhaften persönlichen Würde dringend den geheimrätlichen Excellenztitel braucht, den er schon anlässlich der Steuerreform erwartet, aber selbst gelegentlich des Schlußes der vorigen Legislaturperiode nicht erhalten hat. Da war das Gräßlein Pininski, das sich nicht mit Unrecht denkt, daß, wo ein Schönborn und ein Gleispach zum Insignisminister gut genug sind, es auch ein Pininski sein könnte. Da waren noch andere Leute mit geringeren Ambitionen, aber gerade deswegen noch größerer Unzufriedenheit, wie z. B. der Herr Dr. Kutowski, der, in Ermanglung eines anderen, schon lange eine gutdotierte Staatsanstellung anstrebt, sie unter der Coalition fast schon zu haben glaubte, aber selbst unter dem Ministerium Badeni noch nicht hat. Sie alle mußten als vorjüngliche Familienväter denken, daß die polnische Herrlichkeit nicht lange dauern, daß gerade die in dem Bestehen eines polnischen Ministeriums à la Badeni liegende Provocation die

anderen, reicheren und reiferen Nationen Oesterreichs, vor allem die Deutschen und Tschechen einander näher bringen und damit der polnischen Vorherrschaft über die beiden streitenden Theile und demzufolge auch ihren persönlichen Aussichten ein rasches Ende bereiten würde. Deswegen waren sie alle von Saworski bis Kutowski im Anfang über das Regime Badeni verstimmt, und selbst der ehemalige Freund des Grafen Badeni, der große Patriot Graf Dzieduszycki schlug sich bekümmert an das hohe Philosophenhaupt, daß es schmerzlich dumpf erdröhnte.

Die Befürchtungen der Schlachzigen und ihrer Diener haben sich nicht erfüllt, ihre Hoffnungen sind wieder erwacht. Die Wege der schlachzigen Vorherrschaft sind wunderbar. Die österreichischen Mißerfolge des Ministerpräsidenten Badeni sind schlachzigen Erfolge. In Bewahrung der alten staatsmännischen Kunst der Schlachzigen, die schon in der Geschichte des polnischen Reiches ihre unübertreffliche destructive Kraft betätigt hat, ist es auch dem Grafen Badeni gelungen, in kürzester Frist Oesterreich so gründlich auseinander zu regieren, wie seit den Tagen des polnischen Reiches noch kein Staat, nicht einmal die Türkei. Für Schlachzigenmüthe liegt in dieser Fügung eine Art von, wenn auch nur theilweiser, überirdischer Revanche für die Theilung Polens. Neben dieser sentimentalen Genugthuung verschafft die Regierung des Grafen Badeni — nicht so wie sie gedacht und von den Schlachzigen befürchtet wurde, sondern so wie sie wirklich geworden ist — den Schlachzigen auch eine realpolitische Befriedigung, die schließlich mehr wert ist als alle Sentiments. Wenn die sieben anderen Nationen Oesterreichs den Heugabel-Krieg gegen einander führen, so freut sich die achte, die schlachzige, die nur aus dem Widerstreit der anderen ihre klingenden Vortheile zieht. Schon die Sprachenverordnungen des Grafen Badeni haben die Kluft zwischen Deutschen und Tschechen erweitert. Seine drei Ausgleichsveruche haben sie fast unüberbrückbar gemacht, und dabei hat er es nicht einmal nöthig gehabt, diese Ausgleichsveruche wirklich zu inscenieren, da schon die ungehörige Ankündigung genigte, um die beiden Parteien vollends auseinanderzusprengen. Und dann noch in den letzten Tagen der Ausgleich mit den Wälschtirrolern, der so glorios mißglückt ist. Und die Spielerei mit Cilli, welche die Slovenen und Croaten wieder ein bißchen aufgepulvert hat. Ein halbes Jahr Badeni'scher Völkerveröhnung, und alle Nationen Oesterreichs liegen sich in den Haaren, bis auf die Schlachzigen, die freundlich lächelnd den Trübel beobachten, der ihre Vorherrschaft in Oesterreich auf unabsehbare Zeit verlängert. So reiche Mißerfolge des Grafen Badeni mußten selbst seine heftigsten Widersacher im Polenclub schlagen. Sie haben ihn im Verdacht gehabt, daß er ein guter österreichischer Staatsmann sei. Sie haben sich getäuscht und gestehen freudig ihren Irrthum zu. Frohbewegt feiern sie die Wiederauferstehung des schlachzigen Staatsmannes Badeni, ein neuer Mai ist in ihre strebsamen Herzen eingezogen, hell klingt wieder das hohe Philosophenhaupt des Grafen Dzieduszycki, der in einem polnischen Blatte den Frieden des Polenclubs mit dem Grafen Badeni wieder befelegt, und ein Officiosus in der Prager „Politik“ stellt beruhigten Herzens fest, daß „die Situation für den Grafen Badeni in diesem Moment weit weniger des Zwingenden hat, als noch vor einem Monat“, vor einem Monat, da die Schlachzigen noch fürchten mußten, daß ihm der deutsch-tschechische Ausgleich, Gott behüte, gelingen könnte.

So verstanden, ist in der That Graf Badeni auch so etwas wie ein Bismarck. Er hat seine zwei staatsmännischen Eisen im Feuer: geht's ihm in Oesterreich zusammen, ist er ein großer österreichischer Staatsmann, und geht's ihm in Oesterreich nicht zusammen, so ist er in Polen ein um so größerer schlachzigen Staatsmann.

Die Confiscations-Autonomie macht unter dem Grafen Gleispach rapide Fortschritte. So ist z. B. in der letzten Woche ein deutsch-fortschrittliches Blatt in Schlesien, das Jägerndorfer „Echo“ confisciert worden, weil es den Artikel „Parlamentarische“ abgedruckt hatte, der in der „Zeit“, Nr. 145, erschienen war, ohne daß der Wiener Staatsanwalt es für nöthig gehalten hatte, den Staat und die Gesellschaft durch Confiscation dieses Artikels zu retten, aber in Jägerndorf scheint eben der Staat noch wackeliger zu sein als in Wien.

### Volkswirtschaftliches.

Seit einiger Zeit pflukt in unserer Presse eine Notiz, welche in den verschiedensten Organen unter verschiedenen Titeln immer wiederkommt, bald als „Ein Elektrizitätsmonopol“, bald als „Ein Monopol auf Wasserkraft“, worin dann die gruselige Geschichte erzählt wird, daß die österreichische Administration die Benützung von Wasserkraft nicht auf ewige Zeit vergibt, sondern nur auf einen beschränkten Zeitraum von dreißig bis vierzig Jahren, woran dann die bittersten Betrachtungen über Industrie-feindlichkeit, Staats-socialismus, Wasserrechtsmangel etc. geknüpft werden. Die Regierung wird gut thun, sich durch diese Heze nicht irre machen zu lassen. Menschen mit moderner socialer Empfindung werden es geradezu unbegreiflich finden, daß man verlangen könne, daß Staat und Land die Benützung der Wasserkraft, auf deren ungeheure Zukunft aus den Anfängen der Gegenwart geschlossen werden kann, für ewige Zeiten vergeben. Wenn die Industriellen und ihre Pressenführer ihr Interesse richtig verstehen, so würden sie sich auch gar nicht gegen eine so selbstverständliche Maßregel wie die zeitliche Beschränkung des Benützungsrechtes von Wasserkraft wehren, sondern die Discussion auf das Gebiet lenken, ob nicht die Zeit von 30 bis 40 Jahren angesichts der Amortisationskosten für die Concurrenzfähigkeit unserer Industrie etwa zu kurz bemessen sei, und ob man nicht dem ausnützbaren Industriellen ein Vorbezugsrecht auf die Wasserkraft nach Ablauf der Berechtigungsperiode unter gewissen Bedingungen zugestehen solle; aber davon, daß die Behörden dieses Recht für ewige Zeiten veräußern, darf doch gar nicht die Rede sein.

### Kunst und Leben.

Premieren der Woche. Paris. Menus Plaisirs. „L'auberge des Adrets et Robert Macaire“. Berlin. Berliner Theater, „Zwei Wappen“ von Oskar Blumenthal und Gustav Kadelburg.